basler stadtbuch cms
Christoph Merian Stiftung

Soziokulturelles Wurzelgeflecht

Autor(en): Jörg Becher

Quelle: Basler Stadtbuch

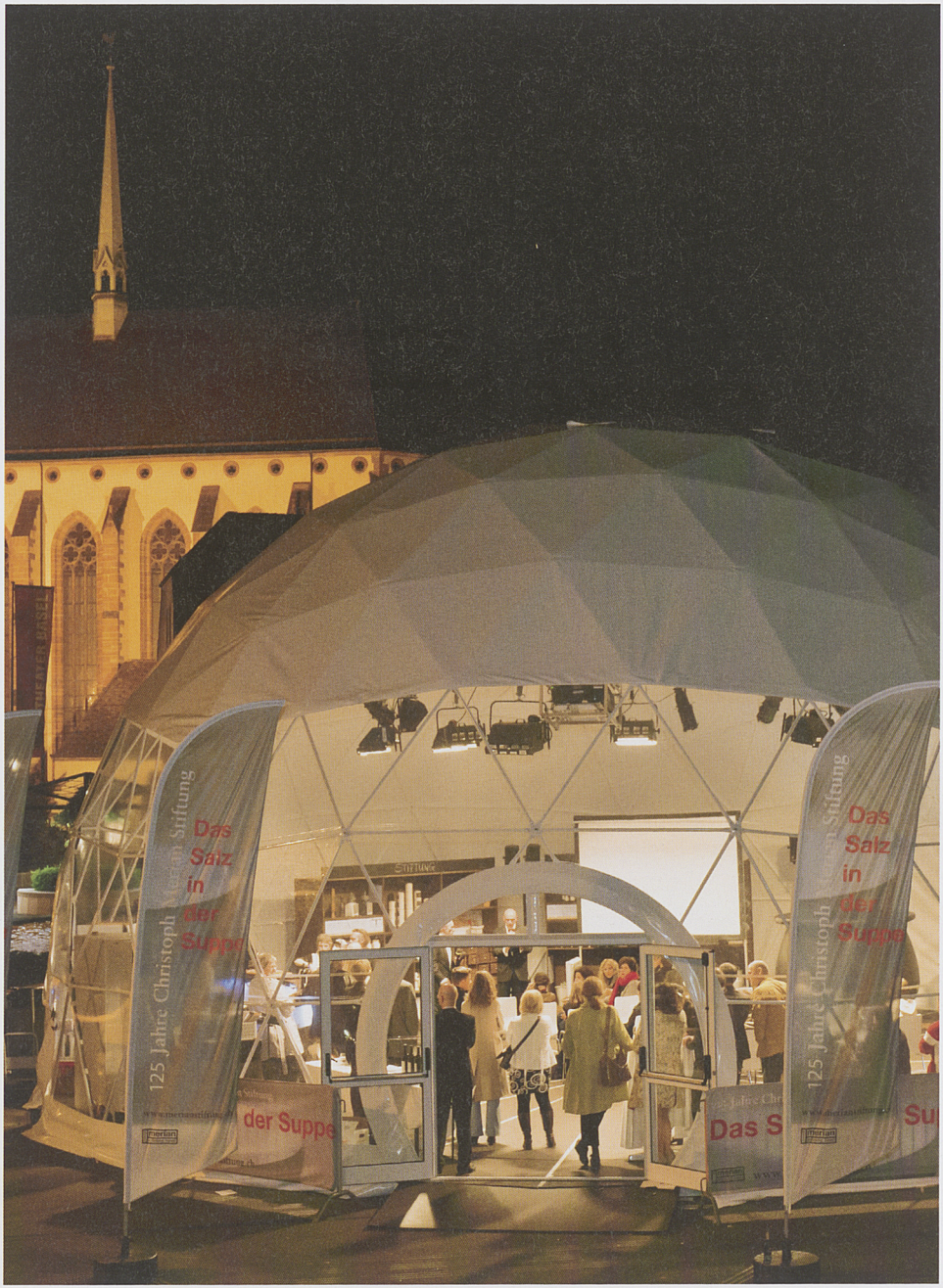
Jahr: 2011

https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/84eaecc6-01b1-4678-8dec-a95212271972

Nutzungsbedingungen
Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform baslerstadtbuch.ch ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.
http://www.cms-basel.ch
https://www.baslerstadtbuch.ch



‹Jubiläumspilz› der CMS auf dem Theaterplatz – im Blickfeld der vom Ehepaar Merian gestifteten Elisabethenkirche

Jörg Becher

SOZIOKULTURELLES WURZELGEFLECHT

Keine der über achthundert Stiftungen, die sich heute in Basel tummeln, hat das Bild der Humanistenstadt so nachhaltig geprägt wie die vor 125 Jahren ins Leben gerufene Christoph Merian Stiftung

Ein Ensemble musikalischer Riesenpilze grüsst vom Vordach des ehemaligen Zollfreilagers: sechseinhalb Meter hoch und aus weiss lackiertem Aluminiumblech geschnitten, steht die Arbeit des Basler Künstlerduos Monica Studer und Christoph van den Berg für den Umgestaltungsprozess, der das Basler Dreispitzareal erfasst hat. Mit einem Werkbeitrag aus dem Fundus der Christoph Merian Stiftung (CMS) realisiert, soll die phantasievolle Installation nichts weniger als den Aufbruch in ein post-industrielles, von kreativen Dienstleistungen geprägtes Zeitalter signalisieren.

Das Bild der Pilzfamilie ist gut gewählt: eine Metapher für den humusreichen Boden einer sich im Wandel befindlichen Stadt. Ihren Nährstoff beziehen Pilze aus einem weit verzweigten Wurzelgeflecht, das unsichtbar unter der Erde verläuft. Wie das verborgene Netzwerk eines grossen Pilzes bilden auch die Fördermittel der CMS ein vitales Geflecht, welches den gesamten Stadtraum durchzieht und nicht selten gerade dort zutage tritt, wo man es am wenigsten erwartet: Haus für elektronische Künste, Gassenküche, Schuldenberatungsstelle, Kinderbüro, Internet-Café für Sozialhilfebezüger, Quartier- und Begegnungszentren, Alterssiedlungen, Botanischer Garten in Brüglingen, Papiermühle, Literaturhaus – um nur einige der prägenden Interventionen der CMS zu nennen.

Existenz und Ausrichtung von Basels mit Abstand aktivster Stiftung fussen auf dem Testament des Kaufmanns und regionalen Grossgrundbesitzers Christoph Merian (1800–1858). Als Geldverleiher kannte dieser zu Lebzeiten seinen Schuldnern gegenüber zwar keine Gnade, entpuppte sich jedoch posthum als überaus flexibel und weitblickend, was die Verwendung seines umfangreichen Nachlasses anging. So konservativ die Geschäftspraktiken und die Gesinnung Merians waren, so offen und damit entwicklungsfähig gestaltete er mithilfe seiner

Ehefrau Margaretha Merian-Burckhardt (1806–1886) sein Vermächtnis. Laut Testament darf das Vermögen des kinderlos gebliebenen Paars zwar unter keinen Umständen angetastet werden; allein der daraus resultierende Ertrag soll in dessen «lieber Vaterstadt» zur «Linderung der Noth und des Unglückes» sowie zur «Förderung des Wohles der Menschen» ausgeschüttet werden.

Nicht ganz unbescheiden bezeichnet sich die CMS selbst als «Das Salz in der Suppe». Geschäftsleitungsmitglied Beat von Wartburg, der den Slogan mit Blick auf das 125-Jahr-Jubiläum ersonnen hat, führt dazu aus: «Als innovative, manchmal auch unbequeme Stiftung können wir dafür sorgen, dass mitunter auch Projekte zustande kommen, die andere nicht realisieren können oder nicht realisieren wollen. In diesem Sinne sehen wir uns als eine Art Würze, die dafür sorgt, dass die Suppe nicht ganz so fad ist und sich in dieser Stadt hin und wieder auch etwas bewegt.»

Im Unterschied zur Mehrzahl klassischer Förderstiftungen, die mit einem vergleichsweise geringen Mitarbeiterstab auskommen, beschäftigt die CMS nicht nur eine Handvoll Finanzverwalter, Vergabespezialisten und Revisoren. Als eigentliches ‹Stiftungs-Unternehmen› ist die CMS in mannigfaltiger Weise operativ tätig, bewirtschaftet etwa ihre eigenen Landwirtschaftsbetriebe oder zieht grössere Bauprojekte in Eigenregie durch. Aus dem Vermögensertrag der Stiftung bezahlt werden Dutzende von Betreuungspersonen, Kindergärtnerinnen, Köche, Hauswarte, Landschaftsgärtnerinnen und Biobauern. Ja sogar sechs eigene Rangiermitarbeiter und ein Lokführer stehen auf der hundertzwanzig Personen umfassenden Payroll – mit dem Effekt, dass sich der steigende Personalaufwand inzwischen auf über zehn Millionen Franken summiert. Wer wollte da noch behaupten, die CMS stelle für die Stadt Basel keinen ernstzunehmenden Wirtschaftsfaktor dar?

Das war nicht immer so: Bis in die Fünfzigerjahre war die Christoph Merian Stiftung nichts weiter als eine diskrete Transferanstalt mit gerade einmal fünf Mitarbeitern. Eine unscheinbare Verwaltungseinheit am Gängelband der Politik, deren Aufgabe sich im Wesentlichen darin erschöpfte, das Stiftungsvermögen treuhänderisch zu verwalten und den erzielten Überschuss pünktlich an den Kanton und die Bürgergemeinde abzuliefern. Womit ein zweites Alleinstellungsmerkmal der renommierten Fördereinrichtung angesprochen ist: ihre politische Einbindung.

Als Merian 1857 sein Testament niederschrieb, gab es in Basel nur eine Stadt- und noch keine Bürgergemeinde. Letztere wurde erst 1876 ins Leben gerufen und setzte sofort alles daran, Merians Hinterlassenschaft verwalten zu dürfen. Der Kanton willigte ein, aber nur unter der Bedingung, dass er fortan die Hälfte des Vermögensertrags zugesprochen erhielt. In klarem Widerspruch dazu hatte Merian eine unabhängige Institution unter Aufsicht einer «besonderen Commission» vorgesehen. Der Merian-Biograf Robert Labhardt spricht in seinem Werk ‹Kapital und Moral› denn auch von einem «politischen Sündenfall», der den Autonomiebestrebungen der CMS bis heute Grenzen setze: «Mit diesem Pakt desavouierten die beiden Räte Merians Stiftung, noch bevor sie geboren war.»

Auf der Basis dieses politischen Kuhhandels werden die Erträge aus dem Stiftungsvermögen seit 1976 nach folgendem Schlüssel verteilt: Während die Bürgergemeinde und der Kanton je 45 Prozent des jährlichen Reinertrags für sich beanspruchen können, fliessen nur 10 Prozent direkt in den Landerwerbs- und Baufonds der CMS. Zwar gibt es heute diese «besondere Commission» beziehungsweise einen Stiftungsrat, wie ihn sich Merian gewünscht hatte. Gewählt

werden die sieben Stiftungsräte jedoch von der Exekutive der Basler Bürgergemeinde, dem Bürgerrat, und zwar nach dem Parteienproporz. Faktisch liegt die Oberaufsicht also bei der Bürgergemeinde, die gleichzeitig über die Verwendung von 45 Prozent des Vermögensertrags bestimmt. Mit anderen Worten beaufsichtigt sich das oberste Aufsichtsorgan bei der Vergabe der Stiftungserträge selbst. Puristen sehen darin eine grobe Verletzung des Gebots der Gewaltentrennung oder ‹good governance›, wie es auf Neudeutsch heisst.

Seit 2006 begnügt sich die Basler Bürgergemeinde allerdings mit der periodischen Verabschiedung eines sogenannten Globalbudgets. Auf dessen Grundlage kann die CMS-Führung dann in relativer Autonomie ihre Projektentscheide treffen. Der Direktor der Stiftung, Christian Felber, scheint sich durch die komplizierten Aufsichtsstrukturen und administrativen Parallelläufe in seiner täglichen Arbeit nicht behindert zu fühlen: «So wie die Autonomie der CMS heute gelebt wird, ist sie gut», befindet Felber diplomatisch. Seiner Aufsichtspflicht sei der Bürgerrat in den letzten Jahren stets «sehr souverän» nachgekommen, indem «fähige Stiftungsräte» delegiert worden seien, die ihre Aufgabe «frei von Interessenbindungen» erledigen würden. Dass der Stiftungsrat von aussen durch eine demokratisch legitimierte Exekutive eingesetzt wird und nicht etwa sich selbst konstituiert, wie das bei den meisten Stiftungen der Fall ist, wertet der CMS-Direktor sogar als Vorteil: «Das gängige System der Selbsterneuerung würde mir mehr Sorgen bereiten. Es führt in der Regel zu weniger Autonomie und Unternehmergeist.»

Etwas anders liegen die Dinge beim Kanton, dem juristisch gesehen zwar keine Aufsichtsfunktion obliegt, der aber bei der Allokation der ihm zustehenden 45 Prozent der Stiftungserträge mitreden will. Dies hat zur Folge, dass die CMS grössere Projekte vorgängig in schriftlicher Form dem Regierungsrat zur Genehmigung vorlegen muss. Nur für Verwendungen kleiner als 30 000 Franken hat die CMS die alleinige Entscheidungskompetenz. «Es ist sicher sinnvoll, dass wir – besonders bei grösseren Projekten – unsere Aktivitäten koordinieren, damit keine Doppelspurigkeiten entstehen und die CMS ihre Mittel nicht für etwas einsetzt, wo die öffentliche Hand auch schon aktiv ist», erklärt dazu die Vorsteherin des Finanzdepartements Basel-Stadt, Eva Herzog.

So erstaunt es nicht, dass die CMS-Führung mit der kantonalen Verwaltung in regem Kontakt steht, Finanzierungen vorschlägt und Projekte erläutert, wobei man stets auch gegenseitig auszuloten versucht, welche der beiden Seiten auf dem betreffenden Gebiet über mehr Spielraum verfügt. Umgekehrt kann es auch vorkommen, dass leitende Verwaltungsangestellte mit konkreten Vorschlägen oder Wünschen an die CMS herantreten, weil für ein bestimmtes Projekt im kantonalen Budget kein Platz ist. Nicht selten einigt man sich am Ende auf ein gemeinsames Vorgehen; zahlreiche kofinanzierte Projekte zeugen davon.

Mitunter sieht sich die CMS mit dem Vorwurf konfrontiert, sie reisse eine Vielzahl von Projekten an, ziehe sich aus den meisten dann aber nach einiger Zeit wieder zurück, sodass der Staat als Geldgeber einspringen müsse. Für gewisse Politiker, vorab aus dem rechten Parteienspektrum, gehört sie deshalb zu den «schlimmsten Kostentreibern» im Stadtkanton. Der Freisinnige Baschi Dürr, Präsident der Finanzkommission, erinnert sich durchaus an Situationen, «wo in Zusammenhang mit Projekten der CMS Erwartungsdruck aufgebaut wurde, damit der Kanton deren Finanzierung übernimmt. Der Kanton muss aber nicht in jedem Fall einspringen», stellt Dürr klar. «Man sollte den Mut haben, auch einmal ein Projekt einzustellen.»

Livezeichnen mit Künstlerinnen des Comicmagazins ‹Strapazin› im Zelt auf dem Theaterplatz, 5. Mai 2011

Konzert der ‹Reines Prochaines› am iaab-Tag auf dem Matthäuskirchplatz, 26. Juni 2011

125-Jahr-Feier der Christoph Merian Stiftung mit Filmpräsentation in der Elisabethenkirche, 3. Mai 2011

Es sei eben viel schwieriger, eine Subvention nach einigen Jahren wieder abzuklemmen, als eine Subvention gar nie zu gewähren, relativiert SP-Regierungsrätin Herzog. «Die Christoph Merian Stiftung tut vieles für Basel und entlastet den Kanton in einigen Bereichen. Der Regierungsrat prüft aber jeweils kritisch die Auswirkungen der Projekte der Stiftung auf die Vorhaben des Kantons und eventuell geweckte finanzielle Erwartungen», sagt die Finanzvorsteherin. «Man sollte nicht unterschätzen, was die CMS hier schon alles gemacht hat. Diese Stiftung ist für Basel viel wert.»

Nach dem Ableben von Merians Witwe Margaretha wurde das Stiftungsvermögen auf elf Millionen Franken veranschlagt – zu jener Zeit eine schier unvorstellbare Summe. Heute schüttet die CMS Jahr für Jahr den gleichen nominellen Frankenbetrag in Form von Anschubfinanzierungen, Projektzuschüssen und langfristig ausgerichteten Betriebsmitteln aus. Unter dem Strich ist die Bedeutung der Stiftung für das Lebensgefühl in der Region jedoch wesentlich grösser, als die numerische Grösse von elf Millionen vermuten lässt. Als operativ tätige, sich aktiv einmischende und gesellschaftspolitisch breit verankerte Institution erbringt sie mit ihrer Belegschaft auch sehr viele ‹geldwerte› Leistungen, die sich nur schwer in Frankenbeträge umrechnen lassen. Insofern hat Labhardt sicher recht, wenn er in seinem Buch über ‹Kapital und Moral› zur Beurteilung kommt, «die Stiftung von Christoph und Margaretha Merian erweiterte Basels öffentlichen Handlungsspielraum, städtebaulich, sozialpolitisch und kulturell».

Dank geschickter Landkäufe, vorteilhafter Umzonungsentscheide und einem rasanten Bodenpreisanstieg in der Agglomeration hat die CMS ihren Landbesitz seit 1886 mehr als verdreifacht, während die Bilanzsumme eine Steigerung um das gut Dreissigfache erfuhr. Mit anderen Worten sitzt sie heute auf einem immensen Immobilien-Schatz, dessen Marktwert die als Stiftungsvermögen kommunizierten rund dreihundert Millionen Franken bei Weitem übersteigt. Zu den im Geschäftsbericht ausgewiesenen Reserven von 124 Millionen Franken gesellen sich ‹stille Reserven› in mehrfacher Höhe. Allein die 95 Hektaren Bauland im Besitz der Stiftung lassen sich locker auf über eine halbe Milliarde beziffern (unter der konservativen Annahme von 600 Fr. pro m²). «Im Moment ist die CMS mit ihrem riesigen Immobilienbesitz phänomenal gut aufgestellt», freut sich Direktor Christian Felber über die rasante Wertzunahme gerade der letzten Jahre.

Was aber, wenn die Immobilienblase in der Nordwestschweiz zum Platzen kommt? Oder einer der in Basel ansässigen Pharmariesen sich dereinst dazu entschliessen sollte, seine weltweite Präsenz neu auszutarieren? «Wir müssen versuchen, von unserer geografischen Konzentration etwas wegzukommen», postuliert Felber. «Deshalb verfolgen wir seit 1995 die Strategie, unser Wertschriftenportefeuille schrittweise auf 25 Prozent des Gesamtvermögens zu erhöhen.» Bis dato hat die Christoph Merian Stiftung mit ihren Diversifikationsbemühungen unter dem Strich indessen nur Geld verloren. Wäre es nach dieser Erfahrung und in Anbetracht gestiegener Risiken auf den internationalen Finanzmärkten eventuell nicht angezeigt, den vor sechzehn Jahren eingeschlagenen Weg unter aktuellen Gesichtspunkten noch einmal zu überprüfen? Um damit der auf Ewigkeit angelegten Vision des grosszügigen Gründervaters zumindest in dem Punkt zu entsprechen, dass «diese Stiftung auch noch späteren Generationen zum Nutzen und Frommen dienen möge».